



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Windthorst, Margarete: Die Blume des Florentin Kley

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Die Blumen des Florentin Kley

Novelle von Margarete Windthorst



r hieß Florentin, war auf dem Kleyshofe in einer Bauerschaft im Ravensbergischen geboren und groß geworden. Wer ihm den seltenen Namen gab, hatte früh um ihn gewußt. Er ging mit diesem Namen als ein Einzelner, Seltener stillhin seiner Wege; sein Haar war blond und schimmernd und ließ die langen feinen Fäden dem Wind zum Spiele, wie die goldenen Halme draußen im Felde im Sonnenschein ihre Wellen im glücklichen sorglosen Winde haben; seine Augen glichen in ihrem Glanz dem leuchtenden Rund von Ringen, welche Treue versprechen. Er war aber nicht wie die anderen in Westfalen aus Eichholz geschlagen, doch das weichere Mark in seinen Knochen war von keiner faulen Art.

Der Bauer Kley, sein Vater, hatte die Augen zu früh zugetan, um ihn ganz aufwachsen zu sehen, aber seine Mutter ging mit ihm bis in seine zwanzig Jahre. Sie war eine Frau von weit ausgreifender Kraft, männlich stark, und in ihren bäurischen Kleidern mit stolz gehobenem Kopf; aber wie sich wohl über jedes Menschenleben eine Saite zieht, die zu leicht gespannt ist, daß da seine Schwachheit liegt, hatte sie eine wunderliche, tiefe Schwäche: den Florentin.

Sie hatte ihm als dem achten von ihren Söhnen den Namen aus dem Kalender in die Taufe getragen. Ihre Liebe zu ihm war keine Zartheit von feinen Worten, weil derart Spielendes dem schlichten Landvolk nicht in der Mundart lag. Sie hätte nur die starken Hände aufstun und dem Jungen den Kopf halten sollen, wenn er die Stirn neigte und verträumt in den Tag ging. Aber um diese Zeit ließ sie ihn gehen und sah ihm in blinder Vernarrtheit den Weg nach.

Der Florentin war der Jüngste und nach dem Gesetze des Landes Anerbe. Er ließ sich auch den Bauernkittel zurecht machen und paßte sich hinein; schier zu weit war er ihm, wie die Ebene, in der seine Felder lagen. Wie er ihn auszog und der blaue Kittel dalag, kam der Mutter die Angst um den Siebzehnjährigen, und sie sah ihn an wie einen, um den man aus Liebe weinen kann.

Der Florentin wurde ums Lehrerwerden in die Stadt geschickt. Derzeit lag zu Hause die Saat in den Feldern unterm Winter wie eingeschlafen, und

mit dem Lenz ging von den achten ein anderer aus, weckte die Felder und nahm das Erbe. Aber im Frühling wurde es stickig und eng in der Stadt, und Florentin, der Großbauernsohn, wie er sich in der Stube bei seinen Büchern aufrecken wollte, hatte den Atem nicht frei. Das Lehrerwerden war zu streng für den Träumer, und er fand sich nach Hause heim, wo der Bruder, der Siebente, das alte Erbe unter der Hand und zur Seite ein junges Weib hatte. Sie wiesen ihn auf die Leibzucht, das Hinterhofhaus, wohinaus die Mutter geräumt war und stille Tage zählte, wie es Bauernhoffitte für die Alten war.

Die Witwe Kley, wie sie draußen wohnte und ihren Kummer um den Heimgekommenen hatte, sah ihn doch heimlich mit glänzenden Augen an und freute sich an seiner Gestalt. Er war hübscher als die stärkeren Brüder, aber auch kein Schwächling von Körpernatur. Sein Gesicht hatte im Winter über den Büchern eine weiche weiße Haut bekommen, und eine gesunde Röte lag ihm auf den Backen, wie einem Mädchen, das von Rosen träumt. Er ging vor den Leuten mit scheu niedergeschlagenen Augen; während aber seine vollen roten Lippen meist geöffnet waren, wie zu einem heimlichen Lachen, als wollten sie das, was eigentlich in ihm war und was er mit den Augen versteckte, dem einen oder dem anderen erzählen. Es war nur wie ein Warten auf das rechte Begegnen mit jemandem, wenn er die Lippen immer wieder schloß und wohl leise in sich hinein sang, als rede er sich mit sich selber aus.

Dem Florentin trieb nicht das Blut durch die Adern, um laut und lustig zu sein, wie es die Burschen seines Alters waren. Das Trinken wollte ihm nicht durch die wortstille Kehle, und an den Mädchen mußte er noch nichts zu sehen. So blieb er lange draußen bei der Alten auf dem Leibzuchtskotten, wo der Tag im Schatten der großen Hofeichen hindämmerte, und der alternden Bäuerin wurde mit jedem Tage das Licht vor den Augen dunkler, bis jener ihr nahe war, welcher schwarz werden wollte und an dem sie das Schaffen und Schauen nicht mehr verlangen würde. Nur die Sorge um den Jüngsten hielt sie noch auf, daß sie oft das Müdwerden ihrer Jahre darüber vergaß, und dazwischen gingen wie liebe freie Sonntage die Augenblicke, wo sie an seiner Gestalt herumsah und sich an seinem Gesicht nicht satt verwundern konnte.

Doch der Florentin, wie er so im Einsamen sich selbst behielt, wollte kein Faulenzer und Tagsäumer sein und fing ein kleines Acker an, wie Leute, die ein geringes Brotesseßen haben. Er baute einen Garten aufs Feld mit Früchten und Blumen, und in der Art, wie er es tat, zeigte er, daß sein Kopf auch von innen hell war. Es kam ihm selbst der Einfall, wie alt er auch war, zu einem Gärtner in der Kreisstadt in die Lehre zu gehen, und die Zeit, die er fort war, machte ihn um drei Jahre älter. Die Arbeit beim Gärtnern war aber nicht nur das Blumenpflanzen und -pflücken, was ihm die sonderliche Freude machte, es war auch viel schweres Graben und Mistwerfen dabei, und die jäh aufkommende Unlust ließ ihn oft den Spaten einstecken und stillestehen. Aber

er hielt sich doch bis er ausgelernt hatte, und das erste Verdienen trieb ihn bald, irgendwo ein Eigen zu haben.

Da liegt ein Dorf nicht weit im Ravensbergischen gegen die Grenze von Hannover hin. Seine einzige Straße durchschneidet den Dsning von Süden nach Norden, daß die Berge zu beiden Seiten bewaldet niederfallen, wo bis an ihren Fuß die fruchtbaren Felder steigen, daß es oben ein freundliches Begegnen von Hügel und schwerem Acker ist und die Menschen, die unten um die Straße wohnen, ein heimatliches Zuhause haben. Die Abgeschlossenheit des Dorfes liegt einzig in der Bergenge. Die Landwege links und rechts hinaus gegen Westfalen und das fernere Weserland sind nicht weit bis zu namhafteren Städten, wohin die Bewohner von Dorf Kolte ihren Handel von Vieh und Getreide bringen — und wohin der Ruf von dem Florentin Kley und seinen Blumen bald hinauszog wie ein weithin strömender Duft.

Der Florentin saß sich ein in diesem Dorf und nahm sich sein Lebensrecht. Er trat auf der Straße dahin von seinen Schuhen nicht viel ab, weil er einen wegleisen Schritt hatte, ja, nicht einmal ein großes oder lautes Steinstauben und Stuhlkrücken gab es, als er sich am Nordende des Dorfes ein paar Schollen lehmischweres Bergland einhandelte, ein schlichtes rotes Backsteinhaus darauf errichtete und sich hineinwohnte. Durch die graue Leinenjoppe mit dem Gurt um den Leib unterschied sich der Großbauernsohn und Dorfgärtner vom gewöhnlichen Arbeiter, auch in der Weise, wie er sein Werk anfaßte und verstand, welches ihm oft in den Kleinstädten der Umgebung oder im Dorfe selbst nicht besser als einem Tagelöhner aufgegeben wurde.

Wie er zum ersten Male heim kam und sich zeigte, ging seiner Mutter ein Herzschlag durch den Leib, daß an der schwarzen Sonntagshaube die Seidenschleife mit erzitterte. Die Freude legte einen weichen Finger in die Falten ihres gefurchten Gesichtes und glättete es für die Weile. Sie hob sich aus dem Lehnstuhl, dem ledernen, ausgefessenen, in den hinein sie versunken war, reichte dem Burschen, dem Jüngsten, ihre knochigen alten Hände und richtete sich noch einmal auf wie von neuer Lebensstärke gehoben. Sie hätte in diesem Augenblick die Köpfe ihrer acht Buben um sich haben mögen, um recht zu sehen und zu sagen, wie dieser den schönsten hatte.

Die Jahre hatten dem Florentin ein männlicheres Aussehen gegeben, seine Hände waren arbeitshart, sein Gesicht war gebräunt vom Schaffen draußen in der Sonne, wie diese seinen Früchten und Blumen lieb war. Die Hofnachbarn der Bauerschaft, die um ihn und sein Tagstehlen oft das Maulreißer hatten, staunten jetzt zu ihm auf wie zu einem neuen Menschen, obgleich er für sie mit seinem unweisen Namen und mit seinem sachten Wesen immer noch das Bauernfremde hatte und behielt. Die Achtung der anderen hob ihm selber den Kopf und gab ihm zum Schaffen größere Freude, Ausdauer und Sicherheit. Die Früchte seines Gartens kamen in den Handel auf den Markt und brachten ihm Geld ein. Doch sein Leben waren seine Blumen. Seine Blumen hatten weitaus

einen klingenden Namen, wie sie einen feinen und edlen Duft hatten, und wenn einer in das Dorf eintrat und sich drinnen des Weges und der Menschen zurecht kannte, der sagte wohl von den Blumen gleich in den ersten kleinen, bunten Bauergärten: „Das sind von dem Florentin feinen“.

Im Juni und zur Hochmitte des Sommers, wenn seine Rosen blühten, war ihm am wohlsten in seinem heißen Garten, und seine hart gewordenen Arbeitshände hatten eine wunderliche Feinheit beim Blumenschneiden. Er hatte ein paar wilden Waldstöcke die Augen selber eingelegt; es ging kein Tag hinter die westlichen Berge, wo er nicht besah, wie sie in seinen Stämmen schliefen, bis sie in einem Sommer aufwachten und in einem anderen weiße Blumen trugen. Als er in dieser Zeit zu der einsamen Alten nach Hause kam, erzählte er ihr von den eigenen Blumen, und daß er ihr einige bringen wollte, wenn sie voll geblüht wären. Es war sein einziger freier Ausweg, dieser Sonntagsgang nach Hause, es war ihm dabei wie eine Kinderfreude im Herzen, und der Alten machte er mit seinem blonden Kopf die stille Stube hell.

Aber die Witwe Kley, seit sie ihren Jüngsten zu einem Manne aufgezogen hatte, war selber die Mannsstarke nicht mehr, und sie, die dem Großwerden ihrer Söhne sonst ohne ein Wimperzucken zugeesehen hatte, kam jetzt ein rührseliges Greinen an, als der Florentin von seinen eigenen Rosen sprach.

Und er brachte ihr die Blumen wenige Zeit danach, noch ehe sie voll waren. Es war auch Wochentag, aber der Florentin trug seinen schwarzen Sonntagrock und einen hohen steifen, schwarzen Hut. Die weißen Rosen waren in einen Kranz gebunden und leuchteten über einen fremden dunklen Grabweg, der hinaus in die Ewigkeit führte.

Wie ihm die Mutter gestorben war, wußte der Florentin derweil keinen, für den sich sein Blut auch nur einen Herzschlag lang schneller oder freudiger erregt hätte. Die Dorfjugend, Burschen und Mädchen, waren leicht um ihn her, er wußte nicht laut mitzufingen in dem Tone, den sie anschlugen, und er hielt sich allein. So geschah es denn in dieser Zeit, daß ihm etwas Neues begegnete in dem Gesicht eines Mädchens, welches ihm entgegen trat. Es zeigte sich ihm im Rahmen seiner eigenen gebauten Tür, anders als das der Dorfmadchen, darum neu und für den Florentin wie eine fremde Blume. Gerade weil das Gesicht wie eine blaßfarbene seltene Blume war, sah er es und sah sich fest hinein.

Weil er kein eigenes Hauswesen hatte, nahm er Fremde zu sich herein, mit denen er den Tisch teilte und ihnen so die Miete billigweg ausglich. Es waren dieses die Witwe Johanne Kamp, die Mutter Johanne, wie sie genannt wurde, und ihre vierzigjährige Tochter Zette. Mit ihnen kam das Mädchen.

Die Mutter Johanne war eine Alte, Halbtaube, die den zahnlosen Mund nur noch selten auftat, einmal, weil sie ihr eigenes Wort nicht hörte, einmal, weil sie nicht viel zu sagen wußte. Ihr kleines rundes Gesicht verkroch sich schüchtern in Runzeln, vor ihrem Alter wick das ergraute Haar unter die Kopf-

haube zurück, der Scheitel, wie er noch ein paar Finger breit darunter hervor sah, gleich mit der durchschimmernden rötlichen Haut einem ausgetretenen Sträßlein, so voll waren die Jahre schon über sie hingegangen. Ihre matten Augen sahen mit stumpfer Gutmütigkeit durch das Haus und die Menschen an, die mit ihr darin waren und für die sie den Herd warm zu halten hatte.

Die Zette war nicht so von Wesen wie ihre Mutter. Sie hatte schmeichelnde oder scharfzüngige Reden, wie sie das Wort auf einen zu stehen hatte, und wenn sie einen Ärger um Gottes willen verschluckte, so wurmte er sie, bis sie ihn als giftigen Atem wieder ausließ. Sie war klein und mager, aber bei kränklichem Körper von zäher Natur. Haar, Brauen und Augen stachen in schwärzlichem Braun gegen die ungesunde Gesichtsfarbe scharf ab, der Nasenstumpf stand hoch, weil die Gewohnheit mit ihr alt wurde, mit dem Handrücken nach oben darunter her zu reiben, und hierdurch, wie durch das schief vorbeisiehende rechte Auge nahm das Gesicht einen Ausdruck komischer Frechheit an, der aber bei allem echt Bössartigen nicht ganz ernst zu nehmen war. Sie war fromm in Christi Namen und hielt den Sonntag mit soviel Andacht, wie noch aus ihrem verlesenen Gesangbuch heraus zu beten war. Sie war Näherin, das brachte sie den Weibern nahe und machte sie unentbehrlich, so daß ihr Stand im Dorf ein gebildeter war. Die eigene Eitelkeit, mit der sie sich Sonntags herausputzte, zeigte das Geschick ihrer Hände. Sie war aber mausarm und mußte für sich und ihre Alte die Pfennige im Dorf herum mühsam zusammennähen, und weil sie mit den Jahren das Kränkeln stärker ankam, nahm sie ein Mädchen in die Lehre.

Die Luise Maßmann, oder Wieschen, wie sie dörfisch sagten, vom Lehrer Maßmann, dem die Frau bei der Geburt des Wieschen gestorben war, und der selber, die Schwindsucht am Halse, nicht weit überweg kam. Ein Bauer aus dem Dorf hatte Wieschen aufgezogen, ein Reicher, den sie den „Steinbauer“ nannten, weil ihm die Kalksteinbrüche in der Nolterschlucht gehörten. Er war geizig, und es hat manchen gewundert, daß er das Gute an Wieschen tat. Aber er sog ihr die Kraft, die sie von seinem Essen bekam, an der rechten Stelle schon wieder heraus. Das frühe schwere Arbeiten beim Großbauern trieb Wieschen auf die Knochen, und sie wurde schwach, daß man sie weglassen mußte. So fand sie ihre Lehre bei Zette Kamp.

Wie sie eine Weile still gefessen und sich beim Nähen ausgeruht hatte, kam ihr das Nachdenken über ihr Leben, und sie sagte zu Zette: „Weißt auch, arbeiten möcht' ich schon lieber draußen im Felde, wenn's nur nicht beim Steinbauern wäre!“

„Bist undankbar,“ gab ihr Zette eins drauf. „Zeigt einem einer wie man die Nähnaedel hält, um nachher wieder hinter die Mistforke zu gehen?“

Weil das Mädchen nicht mit viel eigenem Willen groß geworden war, duckte sie sich dem der Zette, entwuchs der Lehrzeit und wurde von ihr ausgelohnt. Sie war fleißig und der Zette ihre rechte Hand, oder, wie einmal

einer mit grobem Scherz sagte, der Zette ihr rechtes Auge, weil sie die Kleidernähte manchmal wieder glätten mußte, an denen die schielende Meisterin schief vorbei sah. Wem Wieschen zur Seite war, der spürte nichts von ihrem Dasein als das sanfte treue Mitgehen, so arbeitsam, still und zufrieden war sie; sie fand sich in das Wesen der Zette ohne irgendwie klugen Bedacht zu haben, nur mit ihrem freundlichen Nebenhergehen. Wie es so schien, daß sie es gut aufeinander zu stehen hatten, lag etwas gleichmäßig Schönes darin, wie sie so Tag an Tag miteinander ausgingen, morgens hinaus und abends heim und wohl immer den Weg durch das Dorf nehmend, weil sie selber am Ausende wohnten. Da war keiner, der sie nicht kannte, nicht auf sie aufgemerkt hätte.

Wieschen konnte sonst um ihr Aussehen nicht viel von sich reden machen. Sie war neunzehnjährig, schmal aufgeschossen und groß für ein Frauenzimmer, aber mit einem Gesicht so klein und voll Bescheidenheit, als wolle sie sich damit um ihre Körperlänge entschuldigen. Das Mutterland Westfalen verschwendet sich nicht in schönen Menschengesichtern und hatte sich bei dem Waisenkinde, dem Wieschen, auf keine sonderliche Form besonnen, nicht einmal eine Kraftgestalt hatte es ihr gegeben. Aber etwas hatte es hineingelegt, das schöner und stärker als beides war: einen gerade aufgerichteten, treuen Sinn.

Um so ein Mädchen ist es bestellt wie um eine einzelne Blume. Da gehen hundert am Wege vorbei, und wenn ein Auge nicht eben darauf fällt, oder einer nicht den Sinn fein und findig hat für Verborgenes, so bleibt sie ungesehen und es weiß keiner von ihr.

\* \* \*

Es war Mai gewesen, und aus Lenzen und Kränzen wuchsen die vollen reichen Sommerblumen auf. Der Florentin ging in seinem Garten, und es war keine Blume, die er nicht kommen sah, von den versteckten Maueseßbüchsen und den brennenden Taglichtnelken im üppigen Unkraut hinten an der Komposterde, bis zu den gepflegten Geranienbeeten und den hohen, schön gewachsenen Stammrosen, die mit ihren roten und weißen Blumen das Ja zu aller Vollendung nickten.

Der Florentin hatte das Auge recht auf alles Blühende stehen. Er weilte bei den weißen Rosen und dachte an Wieschen, schnitt von den roten welche und meinte alle Liebe in Händen zu halten. Er schenkte dem Mädchen von diesen letzten, war wortschüchtern und ließ die Rosen für sich sprechen. Wieschen pflegte sie mit frischem Wasser und wusch an jedem Tage das Glas aus, in welchem sie die Blumen hielt. So versprachen sich die beiden jungen Menschen finstig und heimlich einander, ohne sich noch mit Worten nah gekommen zu sein. Es lag dem Florentin das Wort längst als ein Lächeln auf dem Munde, so oft er an das Mädchen dachte, aber der Tag war noch nicht recht gewesen zu einer Rede, wie er sie meinte. Einmal war zuviel heiße Sonne, einmal verregnete sich's — und im Garten mußte es doch sein, wo kein anderer ging,

um die volle Blumenzeit und in einer Stunde, die vom blauen Himmel fiel, heimlich und heilig, eine mit einem Gottesgesicht, wie die Liebe zweier reiner Menschen, eine, die so klar war, daß sie sich in sich selber erklärte und es nicht viel eigener Worte gebrauchte.

Als der Tag dann niederging in so einer Stunde, geschah es aber, daß sein Zögern dem Florentin einen Schleier vor den Augen her gewirkt hatte, durch den er die volle Klarheit der Stunde nicht erkannte und sich vergaß. Es war heiß gewesen, und die Sonne hatte Funken über allen Blumen spielen lassen, die wie kleine, aus dem Feuer frei gewordene Teufel waren, tolle und tanzende. Sie hatten sich Rosenblätter im Garten des Kley zugeworfen, wie kleine Schalen lagen abends diese Blätter über dem tauigen, dunkelgrünen Rasen, und der Duft stieg aus den Wellenden auf mit einem heimlichen, heißen Sinnebetäuben. Der Abendstrahl färbte die roten weiß, und die weißen wurden wie rot unter dem Tau. Da war etwas verzaubert, das Rechte war unrecht geworden, wo eine Grille zirpte, war's, als kichere ein Teufelchen, der Florentin war verwirrten Sinnes und kannte sich nicht aus in seinem eigenen Garten.

Draußen hinter den Hecken, den Feldern und dem Dorfe zu, war dagegen ein kühler, ruhiger Abend. Die Dorfstraße lag staubig hingestreckt wie ein arbeitsmüder Arm, der Schatten eines Berges, hinter dem die Sonne verschien, lehnte darüber, groß und rund und dunkel, wie der Kopf eines schlafenden Riesen. Das Dorf zog sich lang hinunter, im südlichen Teile waren die Häuser noch in der Sonne. Zwischen die einzelnen Höfe traten die Felder und legten ihre Frucht um jedes Eigentümers Tür. Nach dem heiß gewordenen Tage ging ein Duft von ihnen aus wie überströmende Kraft. In den eingeeengten Wiesen nahe am Straßenbände war Heu geschichtet, wo anders wurde mit scharfen Schneiden das schnittreife Gras niedergelegt. Von dem höchsten Bergland herunter kam der Duft der Esparsette. In den meisten Häusern waren die Türen aufgetan, daß die verbrauchte Tagluft ausgehen und kühlende Zugluft neue einlassen konnte, und wo noch die offenen Herde waren, flackerte das helle, wohnliche Abendfeuer.

Wieschen kam zu dieser Stunde mit ihrer Meisterin vom Nähen heim und sah sich in der Stube zuhause um, soweit ihr das Haus des Kley heimisch und eigen war. Sie brachte in ihrem Wesen etwas von der Festlichkeit der reinen freien Natur von draußen mit herein und ging unter den um den Kopf gelegten dunkelblonden, glatten Haarslechten wie unter einem Kranz. Es war einer im Dorf gestorben, sie hatten Trauer genäht und das schwarze Wolzeug war ihnen in die Hände gefärbt. Wie das Mädchen sich säuberte, fiel sie reinlich gegen den Halbschmutz der Stube auf; denn die Mutter Johanne, die das Hauswesen hatte, segte nicht viel vom Reiserbesen ab. Wieschen schüttelte die Nähfäden von ihrem gewürfelten Kleide und strich über die Schürze, welche ihr sackartig vom Halse bis an die Füße reichte und wandte sich eben, um hinaus zu gehen. Sette aber, der es am Magen fehlte und die heute ihren

schlechten Tag hatte, fand irgendwo einen Ärger daran, sie lauerte ihren Gedanken den Weg auf und hielt das Mädchen an mit ihrem Wort.

„Wie eine Kaze streichste dich heraus. Es ist nicht anzusehen wie ihr euch um das Mannsvolk habt.“

Wieschen öffnete das Fenster, um die reine reiche Luft herein zu lassen und tat einen Blick in den Vorgarten zur Straße hin, wo eben der Florentin ging und weiße Blumen für einen Grabkranz schnitt; er sah lebensfrisch und jung dabei aus. Das blasse, abendmüde Gesicht des Mädchens wurde neu, sie wandte sich mit halbem Lachen nach Jette und fragte fröhlich: „Meinst wohl um den?“ Und sie zeigte mit dem gestreckten Daumen über die Schulter zurück in den Garten.

Es kam aber Jette quer, daß Wieschen fröhlich war und ihren freien Weg in den Garten suchte, wo sie mit dem Burschen feine Fäden und blonden Bast um Blumen band, während sie, Jette, ältlich und allein in der dumpfen Stube verblieb und mißmutig ihre Knoten in Zwirnsfäden nückte. So geschah es, daß sie sich gegen den ausließ, welcher Wieschen der angebetete Gott ihres Feiertages war, und sie sagte solches gegen den Kley, als wolle sie ihm den Hut abreißen von dem weichen hellen Kopf und ihn hinstellen, sündenschwarz von Haar und anders wie je.

Wieschen flogen ihre Worte aber am Ohr vorbei wie ein schlecht gezielter Schneeball, oder wie ein Ball zum Spiele, den aufzufangen sie zu müßig war. Nur weil der Name des Geliebten, wie Jette ihn nannte, allen Klanges entbehrte, antwortete sie: „Verübeln könnte man's dir, wie du redest.“

Jette näherte sich ihr mit tückischer Vertraulichkeit, während sie ihre Worte einzeln fallen ließ, wie man giftige Tropfen in ein Glas abzählt. „Er ist ein Sachtretter, der Kley und kommt einem von hintenzu, daß man ihm nicht ins Gesicht sehen kann. Meinte er es ehrlich mit dir, Mädchen, warum täte er den Mund nicht auf? Er kaut an seinen Worten herum, solange bis er dich im Breitopf hat, und du hast das Nachsehen draus, wenn ihm eine andere den Mund zum Freien locker macht.“

Wieschen lachte, während ihr doch war, die Worte kröchen nackt und niedrig über die Dielen des Fußbodens und ständen wie Schlangen an ihr auf. „Jette,“ sagte sie mit gehobenem Kopf, als blickte sie darüber hinweg, „so wenig glaub' ich, wie ihm irgendeine gute Blumenforte in seinem Garten fehlt, so wenig hat der Florentin ein fremdes Mädchen im Sinn.“

Jette zuckte nur die Achseln und meinte gleichgültig wegwerfend, indessen sie sich an eine Arbeit setzte: „Regine Sträter —“

Wieschen hatte eine ihrer Hände wie tastend auf eine Stuhlkante gelegt, und weil sie sich jetzt darauf stützte, knackten die dünnen Finger in den Gelenken, daß es lautete, als zerbräche etwas. „Regine Sträter —“ wiederholte sie, und die Gestalt Regine Sträters stand vor ihren Blicken auf, wuchs und war da, die lachende, lustige Regine, die Kellnerin und Dienstmagd nebenan aus dem

Gasthof zur Kollerschluht, von der Zette gemeint hatte, sie habe mehr Blut und Leben unter einem Fingernagel, als Wieschen in ihrem ganzen bleichsüchtig blassen Gesicht.

Wieschen sah im Geiste des Florentin Gestalt neben diese treten. Es gibt vielerlei, das paßt nicht zusammen, und man stellt es nicht nebeneinander hin. Man tut nicht Rosen und wilde Nesseln in ein Wasserglas, und man trocknet Reiser nicht, um sie nachher auf dem Wasser zu schichten und anzuzünden. Als Wieschen die beiden Gesichter nebeneinander sah, gruben ihre Gedanken einen Spalt dazwischen her, über den kein Meister einen Steg zu brücken würde vermögen können —; so fromm war sie in ihren Gedanken, und so klein war ihr Ausblick im Dorf, in den einsamen engen Bergen, daß sie nicht wußte, wie es Stimmen und Gewalten im Menschen gibt, die stärker sind und mehr vermögen, als die Taten von starken, vielvermögenden Meistern — und daß gerade diese starken Stimmen den Menschen schwach und willenlos machen können, wenn sie aus einer inneren wilden, lichtscheuen Neigung kommen. Als Wieschen den Spalt sah, den ihre Gedanken gruben, fühlte sie sich plötzlich so frei, daß sie leicht die langen schlanken Glieder streckte und hell auflachte.

„Was jagst du einen in Angst,“ meinte sie, so auf Zette zugehend und ihr die Arme um die Schulter legend, womit sie alle Schlangen niedertrat und alles von sich abschob, was gegen sie angeschickt wurde, und reineweg vergaß, daß Zette sich mit böser Absicht trug. „Regine Sträter,“ lachte sie. „Ich will den Florentin befragen. Und sagte er drauf, es kümmere ihn irgendwie die Regine, so wüßt' ich, er wäre verhext.“

Sie ging und ließ Zette bei ihrer trägen späten Arbeit zurück, während sie frei und munter war. Ihre Schritte schallten in dem stillen Hause. Sie mochte nicht durch die große Haustür hinaustreten, die zur Straße hin lag, um dem Kley nicht wichtig mit ihrer Person zu kommen. So ging sie über die Tenne.

(Fortsetzung folgt)



## Der Homer der Bauern

Von Dr. Eduard Korrodi = Zürich



u schmierest deinen Grind mit Schmer.“ Wen meint der derbe Landsknecht oder der ungeschlachte Bauer mit solcher Rüpelrede? Kein Landsknecht, ein Humanist, der den griechischen Musen huldigte, der schweizerische Reformator Ulrich Zwingli, verkehrt in diesem Bibelton mit den alttestamentlichen Königen; freilich anders, als der schmiegsamere Luther, der die Bibelstelle also dolmetschte: „Du salbest dein Haupt mit Öl.“ Martin Luther seufzt ob dem Deutsch dieser Schweizerbibel: „Es möcht einer schwitzen, eh' er's versteht.“

Grenzboten III 1912

5